Aus der Armenpraxis

in

New York.

Von einem Arzt.

Verlag von
THE INTERNATIONAL NEWS COMPANY,
New York.

Keppler & Schwarzmann's Buchdruckerei,
21—25 Warren St., New York.

610
Au7

Widmung.

Herrn Dr. A. Jacobi.

Geehrter Herr Kollege!

„Die größte Genugthuung meines Lebens ist das Bewußtsein, in einem anständigen Beruf gearbeitet zu haben", — erklärten Sie mir einst. Dieses Wort hat mir zu denken gegeben, mich aber auch oft ermuthigt und getröstet. Die erste Anregung zum Schreiben dieses Büchleins (dessen Lücken und Mängel mir wohl bewußt sind), erhielt ich ebenfalls durch obigen Ausspruch und zum Dank widmet Ihnen diese Blätter

Der Verfasser.

p44729

Inhalt.

Einleitung ..... Seite 5
Armenwohnungen ..... „ 8
Der gelegentlich Arme ..... „ 16
Mütter und „Erfahrene" ..... „ 18
Typen aus der Praxis ..... „ 23
Der beständig Arme ..... „ 32
Morituri te salutant ..... „ 39
Aerzte und Arme ..... „ 44
Wohlhabende ..... „ 47

Einleitung.

Wenige nur mögen eine Ahnung von den Schwierigkeiten haben, die der junge ärztliche Anfänger in New York zu überwinden hat, um sich eine Existenz zu gründen. Setzt man dabei voraus, daß er es aus Ehrgefühl und Selbstachtung unterläßt, auf die eine oder andere Art die Reklametrommel zu schlagen oder schlagen zu lassen, und fällt es ihm dazu noch ein, die Krankenvereins- und Logen-Arzt-Stellen als den ärztlichen Stand erniedrigende und das Wohl der Patienten schädigende Institutionen anzusehen, so kann es ihm im Anfang seiner Praxis etwas langsam gehen. Fehlt es ihm nun aber gar an ärztlichen Freunden, die sich von ihm vertreten lassen und ihn namentlich — wenn's Wetter besonders schlecht, der beschäftigte Kollege unpaß oder gar schon bei einem Kranken — Nachts herausklingeln lassen, so kann es vorkommen, daß er Monate lang auf Praxis warten muß! Getrost könnte der junge Aeskulap seine Sprechstunden in — Schweigstunden umtaufen, wenn er es nicht vorzieht, weltschmerzlich-angehauchte Selbstgespräche zu führen, blos um das Reden nicht zu verlernen. Vorkommen kann es, daß einer der alten Kollegen mit seinem Coupé, den schönen Pferden und dem Kutscher in Livree, direkt vor seiner Thür hält, die Treppe heraufkommt, um — das Kind seines Hauswirthes wegen eines Hustens oder einer Magenüberladung zu behandeln. Beschämt und erzürnt denkt er wohl daran, daß der ihm bekannte Kollege ein alter, lebensmüder Herr

ist, der nur noch aus Langeweile prakticirt, von den modernen Errungenschaften der Wissenschaft wohl gelesen aber Nichts gelernt hat, das Mikroskop für ein Spielzeug und die moderne Wundbehandlung für Düftelei erklärt, „ohne welche Dinge man früher auch fertig geworden" — was nutzt das Alles, der Alte hat viel, sehr viel zu thun und der Anfänger nichts, gar nichts! Ja, wenn der Bart nur stärker wäre, dann könnte man doch die „faule" Ausrede nicht gebrauchen, daß der Herr Doktor auch gar so jung aussehe. Geduld, viel Geduld gehört dazu.

Aber er kommt endlich doch, nämlich der erste Patient, der seinen Obolus in Gestalt eines „Trade Dollar" dem verschämt wegblickenden Heilkünstler nach stattgefundener Konsultation auf den Tisch legt. Dieser erste Dollar ist ein merkwürdiges Stück Geld. Der frühere Student hat wohl manches Geldstück und manchen schönen Papierschein den Weg alles Geldes wandern lassen, er hat am Ende gar eine souveraine Verachtung dem Gelde gegenüber gehegt — thut nichts, diesen Dollar mit seinem mangelnden Silberwerth drückt er fest in die Hand, wirft ihn wohl hoch an die Decke und fängt ihn jubelnd wieder auf. Er betrachtet ihn zärtlich, liest Jahreszahl und das bekannte "E pluribus unum" und verkehrt wohl den Satz zu: „Aus Einem werden Viele." Der Dollar soll aufgehoben und eingerahmt werden, die zukünftige Frau Doktor, die Nachkommenschaft soll ihn betrachten und verehren können — da, da klingelt es schon wieder. Himmel, am Ende noch ein Patient! Im Nu verschwindet der Dollar in der Hosentasche und der Herr Doktor vertieft sich, gleichmüthig im Drehstuhl zurückgelehnt, in die neueste Nummer der „Berliner klinischen Wochenschrift". Auf das „Herein" tritt ein blasser Mann in abgetragener Kleidung in das Zimmer, wickelt mit erstaunlicher Fingerfertigkeit ein er-

bärmliches Oeldruckbildchen aus einer „Staatszeitung“ und redet dann minutenlang in den Vielbeschäftigten hinein. „Will nicht betteln“, „keine Arbeit“, „auf's Land gehen“, „Farmarbeit suchen“, „kein Reisegeld“ — klingt es an's Ohr des medizinischen Dollarbesitzers. Wie es kam, weiß er nicht mehr genau, aber nach wenigen Augenblicken war der blasse Mann sammt seinem Bildchen und dem Dollar verschwunden, und erleichtert aufathmend wird die Einnahme gebucht.

„Armer Aeskulap! Du hättest Deinen Dollar behalten sollen, es wären möglicher Weise Viele daraus geworden! So aber hast Du Dein Glück verschenkt. Du magst viele Patienten bekommen, es hilft nichts, Du stirbst nicht als reicher Mann!“

„Thut nichts zur Sache!“ denkt der Leichtsinnige. „Bin ich doch nicht Arzt geworden, um reich zu werden, sondern um im anständigsten Beruf meinen Platz auszufüllen.“

„Armenarzt“ ist ein eigenthümlicher Titel. Wer ihn hört, denkt unwillkürlich, daß der Träger nicht allein arme Patienten, sondern auch selbst keinen übervollen Geldbeutel hat. Das wird wohl in vielen Fällen richtig sein. Als ich Armenarzt der „Deutschen Gesellschaft“ wurde, drückten mich allerdings weder übermäßige Zahlpraxis noch die Verwaltung meines Privatvermögens. Seitdem sind Jahre verflossen und ich habe mich nicht allein an den ominösen Titel gewöhnt, sondern ich bin stolz darauf, Armenarzt gewesen zu sein.

Die „Deutsche Gesellschaft“ besoldet seit Jahren zwei Aerzte, welche die Schwerkranken unter den armen Deutschen dieser Stadt, die in keinem Hospital Aufnahme finden können und welche zu elend sind, um in ein Dispensary zu gehen, in ihren Wohnungen aufsuchen und dort behandeln. Freie Arznei, Wein, Cognac, Milch und Suppe

werden auf Kosten der „Gesellschaft“ verschrieben, und wenn es nöthig ist, unterstützt sie dieselbe auch mit Geld.

Annähernd fünf Jahre lang hatte ich im Dienst dieser „Gesellschaft“ Gelegenheit, Beobachtungen zu machen, die für den Menschenfreund von Interesse sein dürften. Aber nicht allein um zu interessiren, sondern auch um zu wirken schreibe ich diese Erinnerungen. Möge der eine oder andere Wink denn auch beherzigt werden!

I.

Armenwohnungen.

Auf der Ostseite der Stadt, nördlich begrenzt von der 23., südlich von Grand Street, westlich von Essex Street und der Avenue A, und östlich von dem East River wohnen die meisten a r m e n Deutschen.

Der Boden dieses Streifen Landes, der auf der Karte als Ausbuchtung der Insel erscheint, ist niedrig gelegen, nur wenige Fuß über dem Meeresspiegel. Größere und kleinere Flächen waren hier früher mit Tümpeln seichten Wassers bedeckt, die vom Regen und durch gelegentliches Uebertreten des Meeresarmes bei hoher Fluth gespeist wurden und es später nöthig machten, aufgefüllt zu werden.

Dementsprechend finden sich denn auch die Keller der Wohnungen in diesem Stadttheil in feuchtem und nicht selten sehr nassem Zustand, ein Verhältniß, das durchaus geeignet ist, allen Zersetzungsprozessen, Pilzwucherungen und anderen Krankheitsursachen Vorschub zu leisten. Durchweg ist der Strich mit Malaria gesegnet und im Herbst blühen dort Abdominaltyphus und Gelenkrheuma-

tismus. Einzelne Straßen sind es nun wieder, in denen der Arme mit Vorliebe seinen Wohnsitz aufschlägt. Pitt, Willett, Sheriff und Ridge Street unterhalb, und die 2., 3., 11., 12. und 13. Straße oberhalb Houston Street sind besonders bevorzugt. Natürlich gibt die Billigkeit der Miethe bei der Wahl dieser Wohnungen den Ausschlag, außerdem aber auch der Umstand, ob Deutsche in der Gegend wohnen oder nicht. Auch der arme Deutsche ist gern unter Landsleuten und wenn man ihn unter Irländern wohnend antrifft, so spricht das für einen gewissen Grad von Verkommenheit. Wer sich dafür interessirt, kann z. B. bei einiger Uebung an dem Zustand der Straße eines Häusergevierts sofort erkennen, welcher Nationalität die Bewohner angehören! Ist die Straße sehr schmutzig, so wohnen Irländer dort, ist sie schmutzig, so hausen dort Böhmen, und ist sie (im Vergleich zu den anderen) relativ reinlich gehalten, so sind es Deutsche. Die 11. Straße zwischen der 1. und der Avenue A ist gewöhnlich in einem grauenhaften Zustand und wird deßhalb auch von der deutschamerikanischen Jugend der Umgegend „Garbage Block“ genannt. In der 12. ist es zwischen der Avenue A und der 1. Avenue nicht besser. In beiden Gevierten wohnen ausschließlich Irländer! Ueberschreiten wir nun die Avenue A, so finden wir sowohl in der 11. wie in der 12. Straße eine überraschende Sauberkeit derselben, der Trottoire, der Hausthüren! Selbst die Häuser sehen, zwar ebenso alt oder neu, reinlicher aus, die Fenster blinken hell und freundlich und hinter den Scheiben sieht man Blumentöpfe. Hier wohnen arme Deutsche!

Entweder wohnt nun der Arme im obersten Stock einer Miethkaserne, im Hinterhaus oder im Keller. Allerdings ist die hohe Wohnung vorzuziehen, aber wenn das Haus nicht neu ist, so ist der Profit kein großer. Die großen

Miethhäuser sind wahre Brutöfen miasmatischer Krankheitserreger. Die Ausdünstungen des feuchten Kellers, in dem nicht selten eine Abzugsröhre defekt ist, mischen sich mit den Gerüchen aus den Sinks der Hallen und der verdorbenen, oft mit Krankheitskeimen geschwängerten Luft der Wohnräume. Die Treppen sind dunkel und schmutzig, denn der Verkehr ist ein reger. An Samstagen werden die Hallen und Treppen oberflächlich abgeschrubbt, wodurch die Dielen wie zum besseren Gedeihen des Miasmenbodens angefeuchtet werden. Ist noch ein sogenannter Luftschacht entlang der Mauer des nächsten Hauses, in welchem der Schmutz von Jahrzehnten langsam verfault und vermodert, so finden sich Bedingungen zusammen, die es einem einmal eingeschleppten Krankheitskeime einfach unmöglich machen, dort nicht zu gedeihen und sich zu vermehren! Und so ist es wirklich. Diphtherie, Scharlach, Lungenentzündung und epidemische Hirnhautentzündung im Winter und Frühjahr, und Ruhr, Cholera morbus und Unterleibstyphus im Sommer und Herbst sind in diesen Häusern fast immer zu finden. Nicht selten sind 6—10 Kinder an Diphtherie, Scharlach oder Masern in einem Hause erkrankt, oft 3—4 in einer Familie. Drei Mal hatte ich Gelegenheit, 4 Typhuskranke in einer Familie, in einem Zimmer liegend, zu gleicher Zeit zu behandeln, und zwei Mal die ganze Familie (aus 6 und 7 Personen bestehend) an Diphtherie, wobei der kranke Vater in einem, und die kranke Mutter im anderen Falle die einzigen Pflegedienste verrichteten.

Für den Armen ziehe ich die meist kleineren Hinterhäuser entschieden vor. Es ist darin weniger Staub und Lärm von der Straße und bessere Ventilation zu finden. Zwei Stuben bedecken die Tiefe des Hauses und gestatten den so oft gefürchteten und doch so werthvollen Luftdurchzug. Sind

die Hinterhäuser aus Holz, so sieht so eine Hofscene gar nicht übel aus. Allerdings ist der Hof erbärmlich gepflastert und hat in der Mitte eine Rinne, deren Unebenheiten dem Regen- und Spülwasser im Sommer die schönste Gelegenheit geben, Miasmen auszubrüten, im Winter aber dient sie der männlichen Hofhausjugend als Rutschbahn. Langgestreckte, zweistöckige Holzbaraken, deren Farbe mich immer an die Wurstkammer meiner Großmutter erinnerte, gemahnen mit ihren Gallerieen unter den vorspringenden Dächern an Schweizer Sennhütten. Die Treppe knarrt allerdings bedenklich unter dem Tritt, aber die Fensterscheiben blinken hell, weiße Muslingardinen stechen appetitlich von dem grauschwarzen Holzwerk ab und Blumentöpfe sind Regel. Trifft man es nun, daß ein italienisches Streichquartett im Hof musicirt, so belebt sich die Scene wie durch Zauberschlag. Dort tritt ein Meister des Pechdrahtes im Schurz und Hemdärmeln, den Hammer in der Hand, vor die Thür, hier blicken ein paar kleine müde Augen aus dem runzligen Gesicht einer weißhaarigen Matrone zwischen den Muslingardinen hervor, und die erstaunlich große Kinderschaar, deren Flachsköpfe grell mit den italienischen Typen der Musikanten kontrastiren, umsteht lauschend das Orchester.

Die Kellerwohnungen sind selten. Wo man sie auch trifft — schön ist nichts an ihnen. Findet man sie von Deutschen bewohnt, so ist die außergewöhnliche Größe der Familie bedingend gewesen. Rheumatismus und asthmatische Leiden findet man oft im Keller. Die Behörde sollte das Vermiethen solcher Höhlen überhaupt verbieten.

Die Wohnräume der Armen sind sehr beschränkt, selten hat eine Familie, und sei sie noch so groß, mehr als Wohn- und Schlafzimmer. Letztere haben so viel wie gar keine Ventilation, und zum Ueberfluß brennt die Petroleumlampe

während der ganzen Nacht kleingeschraubt und verringert nicht allein so den ohnehin schon mäßigen Sauerstoffgehalt, sondern füllt die Luft noch mit Verbrennungsprodukten vom Oel und Docht, dessen penetrante Gerüche mich oft zwangen, beim Eintreten sofort den Kopf zum geöffneten Fenster hinaus zu stecken, eine Nothwendigkeit, die mir so Zeit gab, den leicht erregten Unmuth mit verdunsten zu lassen. — Ferner trägt das Halten von Hausthieren nicht wenig zur Unreinlichkeit der Wohnräume bei. Beim Eintritt in's Zimmer fährt gewöhnlich ein Köter dem Arzt kläffend gegen die Beine, nicht selten sind es mehrere. Ein Mal zerriß mir so ein unter das Krankenbett gekrochener Vierfüßler ein Hosenbein, als ich mit der Untersuchung an dem Beklopfen der Lunge angelangt war. Bei einem Pneumoniekranken mußte der große Spitzhund desselben bei meiner Visite regelmäßig entfernt werden, blos um die Untersuchung zu ermöglichen. Dieser Köter schlief mit dem Kranken im Bett und mein Anzug hing nach jedem Besuch voll Schmutz und Hundshaare, die das Thier in Masse auf dem Lager des Kranken deponirte, und schließlich bewog nur meine Drohung, jede Weiterbehandlung des Kranken zu sistiren, die Angehörigen, den Hund während der Krankheitsdauer fernzuhalten. — Ein weiteres Hausthier von zweifelhafter Reinlichkeit ist der Singvogel. Es fällt mir nicht ein, gegen das Halten eines Sängers zu eifern, aber eine größere Anzahl Kanarienvögel, oft in Gesellschaft von Tauben, Drosseln u. s. w., kann unmöglich gesund sein. Die Reinigung der Käfige ist ungenügend und oberflächlich, und die Luft der kleinen Stube ist in Folge dessen von Theilchen der Unreinigkeit imprägnirt, wie Jeder, dessen Geruchsinn noch existirt, merken kann. Daß Tauben und Singvögel nicht selten an Scharlach und Diphtherie erkranken, ist Thatsache, und meine eigene Erfahrung hat mir gezeigt,

daß in den Familien, in welchen häufige und vielfältige Erkrankungen an Diphtherie vorkamen, gewöhnlich mehrere Singvögel gehalten wurden.

Es mag grausam und herzlos erscheinen, diese Lieblinge der Armen und der Reichen zu verdächtigen und ihre massige Anhäufung für schädlich zu halten, wenn man aber bedenkt, welcher Unrath von den Hunden, Katzen und Vögeln eines Tenementhauses mit 20 Familien zur Verwesung an die Luft gesetzt wird, und die große Wahrscheinlichkeit in's Auge faßt, daß diese Thiere die Träger von Infektionsstoffen von einem Stock, von einem Zimmer zum anderen werden können — so wird mir zugestanden werden müssen, daß eine Beschränkung der Zahl der Hausthiere in diesen Wohnungen nur vor Schaden bewahren kann.

Die bei ansteckenden Krankheiten von Seiten des „Board of Health" vorgenommenen Maßregeln sind durchaus ungenügend. Wird ein Fall vom Arzt angezeigt, so kann es 5—8 Tage lang dauern, bis der Herr Inspektor erscheint, d. h. wenn er überhaupt kommt. So bekam ich innerhalb 3 Wochen 8 Fälle von Unterleibstyphus in Behandlung und zeigte dieselben der Reihe nach (entsprechend dem darüber existirenden Gesetz) dem Gesundheitsamt an, und nur in einem Fall erschien ein Inspektor. Unterläßt es der behandelnde Arzt, eine ansteckende, resp. miasmatische Krankheit als vorhanden anzuzeigen, so kann es ihm blühen, eine Strafe von 50 Dollar zahlen zu müssen, und mit Recht! Warum aber hat man keine Strafe für den pflichtvergessenen Gesundheitsbeamten? Bei dem oben erwähnten Fall von Typhoid hatte ich in der Anzeige angegeben, daß die Sinks in den Gängen des Hauses alle von faulendem Holzwerk umgeben seien. Der Beamte kommt in die Krankenstube, frägt die Schwester der Kranken: "Are

you a clean housekeeper?", wirft einen Blick durch die Stube und — trollt sich heimwärts. Wenn es hoch kommt, so deponirt der Beamte bei seinem Besuch etwas Chlorkalk und Karbolsäure und nimmt hie und da die Ausräucherung einer Stube vor — Alles Maßregeln, deren absolute Werthlosigkeit durch die maßgebenden Versuche im kaiserlichen Reichsgesundheitsamt in Berlin schon vor Jahren zur Evidenz nachgewiesen wurde. — Eine große Anzahl von schlechten Sinks, schmutzigen Luftschachten und andere Schäden werden Woche für Woche angezeigt und — das ist das Ende vom Lied. Warum nun wohl? Leider gibt es nur eine Erklärung hierfür — die Bestechlichkeit der Beamten! Es gibt Häuser in New York, die vom Erdboden vertilgt werden sollten, weil sie durch und durch faul und gesundheitswidrig sind, man weiß das in Mott Street sehr wohl, man hat das Recht und die Macht, die nöthigen Schritte zu thun — man läßt es aber schön bleiben. Warum? Folgendes gibt am Ende die Antwort. Ein mir bekannter Besitzer mehrerer neuer Häuser in gesunder Gegend klagte mir, daß er vom Gesundheitsamt oft unnöthig geplagt wurde, er besteche aber auch Niemanden. Kürzlich nun wurde ihm bedeutet, eine Aenderung bezüglich der Kloake eines Hauses vorzunehmen; es geschah sofort. Sechs Wochen später brachte ihm ein Beamter die schriftliche Meldung des Gesundheitsamtes, daß dasselbe eine gerichtliche Klage gegen ihn angestrengt habe, weil er dem Befehl nicht nachgekommen sei! Das famose Papier ist in meinen Händen und gedenke ich dasselbe einst meinen Enkeln zu zeigen, zum Beweis des erbärmlichen Zustandes unserer jetzigen Gesundheitsbehörde. — Die Besuche der Tenementhaus-Doktoren im Sommer haben gar keinen Werth. Ihre Berichte sind bombastisch übertrieben, denn wenn eine Frau dem Besucher die Er-

laubniß gibt, ihrem Baby ein Recept für Diarrhoe zu verschreiben — so wird im Bericht angegeben, daß dieses Haus mit 20 Familien und so und so viel Kindern inspicirt worden und die kranken Kinder behandelt worden seien. Das ist amerikanische Gesundheitsamtsstatistik. Man denkt sich da weiter gar nichts bei.

In der Handhabung der Gesundheitslehre ist man hier in New York weit hintenan, z. B. im Vergleich zu Berlin. Eine stichhaltige Entschuldigung giebt es hierfür nicht. Die Stadt ist reich genug und die maßgebenden Elemente der Bevölkerung intelligent genug, um die beste Sanitätspolizei der Welt zu haben. Ein Hauptfaktor, der diesem frommen Wunsch die Erfüllung erschwert, ist die Abneigung vieler Anglo-Amerikaner, die Errungenschaften der Neuzeit, die fast ohne Ausnahme auf dem Gebiet der Hygiene und Krankheitsforschung in der Alten Welt und namentlich in Deutschland erlangt wurden, anzuerkennen und anzuwenden, eben weil sie nicht in Amerika ermittelt wurden. Also ein Stück Nativismus, dessen Konsequenzen selbst auf Kosten des leiblichen Wohles der Bevölkerung durchgeführt werden. Kann man dann aber schließlich nicht mehr umhin, die Neuerung einzuführen, so verlautet kein Wort von dem Ursprung derselben und das große Publikum wird in dem Glauben gelassen, daß es sich um eine amerikanische Idee handelt. Die Unverfrorenheit hierin wird nur noch von der Glaubseligkeit der Leser übertroffen. Bezüglich des Gesundheitsamtes wird dieses Nachhinken in der öffentlichen Gesundheitspflege so lange dauern, bis man sich entschließt, bei den Deutschen in die Schule zu gehen, und die Beamten, ihre Anstellung und ihre Thätigkeit dem politischen Einfluß entzogen und die Qualifikation allein ausschlaggebend sein wird.

II.

Der gelegentlich Arme.

Die Armuth, unter der ich einen Zustand vollständiger Mittel- und Hilflosigkeit verstehe, tritt oft verhältnißmäßig rasch auf und geht bald vorüber. Frische Ankömmlinge von Drüben sind in dieser Klasse stark vertreten. Das wenige mitgebrachte Geld der Familie ist bald verzehrt, der Mann hat entweder gar keine oder schlecht zahlende Beschäftigung — da kommt die Krankheit. Nun wird ein Arzt geholt, und wenn der letzte Dollar fort ist, der — Armenarzt. Diese Leute haben eben noch Ehrgefühl und scheuen das „Umsonst". Von jeher waren sie mir die liebsten Patienten, namentlich wenn eine Heilung zu erzielen war. Der Geldbeutel der „Deutschen Gesellschaft" wird dabei allerdings oft stark in Anspruch genommen, denn die meist schwere Erkrankung erheischt nicht allein Arznei, Wein, Brandy, Milch, Suppe und die Pflege einer erwachsenen Person (wodurch das Verdienen der Letzteren aufhört), sondern unter Umständen auch die Erhaltung von 3—6 Personen wochenlang. Aber es lohnt sich. Gar mancher „Grüne" hat im ersten Jahr seines Aufenthaltes in New York ein Typhoid oder eine Pneumonie unter den Händen des Armenarztes durchgemacht — und ist heute ein unabhängiger Mann. Ein mir bekannter Fabrikant ist als Junge mit seiner übrigen Familie von der „Deutschen Gesellschaft" während des Herrschens der Cholera (an der seine Mutter starb) unterstützt worden, hat jetzt 150,000 Dollar im Vermögen und hilft Andere unterstützen. Mit dem Augenblick, in dem der Armenarzt an das Bett des Armen tritt, hört seine Sorge und Noth auf, denn er hört ja, daß seine Kinder Brod haben können,

seine Frau Geld für Miethe, und er selbst den Arzt und seine Ordinationen — Alles von der Waisenmutter der armen Deutschen, der „Deutschen Gesellschaft"! Mag die Krankheit 3, 4, 6 Wochen dauern und der Patient sich für Hospitalbehandlung oder gar den Transport nicht eignen — auf das Ersuchen des Arztes, dessen Urtheil maßgebend ist, wird Alles bezahlt.

Mit Wohlbehagen erinnere ich mich so einer „grünen" Familie, die in einer Miethkaserne der schlimmsten Sorte (in der über 70 Familien hausen) in Willett Street im Winter 1881 und 1882 ihr Quartier hatte. Die früheren Bauersleute hatten 3 Kinder, einen Jungen von 14 und 2 Mädchen von 9, resp. 6 Jahren. Als ich zu dem kranken Jungen gerufen wurde, war die Familie erst 6 Wochen im Land, aber der Vater verdiente schon 6 Dollar per Woche als Straßenkehrer. Der Junge, ein schmurriger Bursch Namens Kaspar, hatte den Typhus, und nach weiteren 3 Tagen lagen die 2 Mädchen auch — alle in einer Stube. Sieben Wochen lang ging ich dort ein und aus. Kaspar war 14 Tage lang „aus dem Häuschen", phantasirte von der Seereise und anderen Dingen, die Mädchen, obgleich weniger schwer erkrankt, erheischten trotzdem ebenso viel Pflege, aber immer sah das Zimmer, die Betten, die Kinder und die Mutter reinlich und sauber aus. Die Kleinste erholte sich zuerst, dann die Zweite, und endlich konnte Kaspar am Weihnachtsabend, zwar noch im Bett sitzend, aber doch genesen, sich über den ihm vom Doktor bei reichen Patienten erbettelten Ueberzieher und über den vom unbekannten Christkindchen gebrachten Weihnachtsbaum freuen. Wie glücklich, wie reich war an dem Abend die Mutter! Ihr Gesicht war wohl auch schmal und blaß geworden, aber an dem Abend strahlte es vor Freude und Dank, Dank gegen die „Deutsche Gesellschaft". Wenn

je Eine, so hatte sie die Wohlthaten verdient. Eine ruhigere, bescheidenere, gehorsamere Wärterin konnte man sich nicht wünschen. Nie entmuthigt, nie verdrießlich, nie den Arzt mit müssigen Fragen quälend. Sie arbeitete Tag und Nacht im schwersten Beruf, so wie man arbeiten soll. Kaspar ist jetzt ein schlanker Bursche, scheitelt sein Haar glatt, dreht schon verdächtig an der Oberlippe und schielt schon verstohlen nach den Nachbarsmädchen, die in das Kramlädchen seiner Mutter kommen.

III.

Mütter und „Erfahrene".

Häufig hatte ich so Gelegenheit, wahre Heldenmütter zu treffen, und wo der Arzt sie findet, kann er die Aussicht für den Patienten (wenn Heilung überhaupt möglich ist) günstig stellen. Leider sind sie nicht häufig. Viele Mütter sind sogar unbewußt Feinde ihrer Kinder. Ich will hier nicht die ganze Jeremiade über den Aberglauben in der Kinder-Erziehung durchgehen, es wäre zu viel, aber den verbrecherischen Leichtsinn, der die Mütter dazu verleitet, ihre Kinder bei den schwersten Erkrankungen tage- und wochenlang selbst zu behandeln, trotzdem die Dispensaries in unmittelbarer Nähe sind, will ich hier betont wissen. Wie viel Unheil hierdurch angestiftet wird, erfährt nur der Arzt und der nicht immer. So berichtete vor nicht langer Zeit die Tagespresse von einer deutschen Arbeiterfamilie, deren 3 Kinder binnen wenigen Tagen an der Diphtherie gestorben waren, und forderte zu milden Beiträgen auf. Ich fühlte mich bewogen, einige Erkundigungen einzuziehen, und erfuhr von dem benachbarten Apotheker, daß die Mutter

das erstkrankte Kind mit volksthümlichen Mitteln (die sie in der Apotheke holte) eine Woche lang selbst behandelte und der amerikanische Hausarzt der Familie erst am Todestage des Kindes gerufen wurde — trotzdem drei Dispensaries im Umkreis von 4 Häusergevierten täglich offen standen! Was hätte wohl da verhütet werden können!

Von Unwissenheit darf man in solchen Fällen nicht reden, denn die Frauen wissen recht gut, daß und wo ihre Kinder sorgfältige Behandlung umsonst haben können, sie haben auch die nöthige Zeit dazu, aber sie sind zu faul! Da müßte man sich ja das Haar machen, waschen, proper anziehen; dieselbe Procedur mit dem Kind vornehmen und dann wo möglich noch ½—1 Stunde im Wartesaal zubringen! Nein, die Umstände macht man sich nicht, geht in die Apotheke, holt für 5 Cents Syrupus Squills, und läßt sich nachher bedauern und beschenken, wenn ein Kind oder gar mehrere gestorben! Die Faulheit mancher Mütter hat den Tod ihrer Kinder verursacht.

Ein anderes Moment trägt häufig und stark dazu bei, die Frauen von der Ausübung dieser ernstesten aller Mutterpflichten abzuhalten, nämlich der Eigendünkel. Es sind nicht Hunderte, es sind Tausende von Frauen in dieser Stadt, die sich einbilden, mehr von der leiblichen Erziehung und Behandlung der Kinder zu verstehen als irgend welcher Arzt. Danach wird nun auch gehandelt. Bleibt nun so eine Mutter in der Ausübung ihrer Weisheit bei ihren eigenen Kindern stehen, so geht das noch an, treibt sie aber der Ehrgeiz, ihren Freundinnen ihre Rathschläge aufzudrängen, so erwirbt sie sich dadurch den Rang einer „Erfahrenen".

Diese „Erfahrenen" sind einfach Würgengel, und ihre Sünden schreien in die Ohren aller Aerzte der Stadt. So

ein Weib trifft der Arzt oft in der Krankenstube der Kinder. Als liebe Nachbarin richtet sie ihren Besuch so ein, daß sie zugegen ist, wenn der Doktor ankommt. Sie mißt Letzteren mit kaltem Blick und mit steifem Nacken erwidert sie seinen Gruß. Während der Untersuchung verziehen sich ihre mittelalterlichen harten Gesichtszüge zu einem verächtliches Mitleid ausdrückenden Lächeln, welches der ängstlich beobachtenden jungen Mutter andeutet, daß das, was der Arzt durch genaue Untersuchung erst eruiren muß, sie, die Erfahrene, schon längst auf den ersten Blick erkannt hat. Während der Arzt seine Ansichten und Anordnungen ausspricht, schneidet sie hinter seinem Rücken eine erstaunte Grimasse nach der anderen und zieht die Schultern auf und ab, Pantomimik, welche die tiefe Unwissenheit des Arztes demonstriren soll. Aber — sie schweigt. Die Erfahrung hat sie auch gelehrt, daß diese dummen Aerzte gelegentlich sehr schlagende Antworten geben können, umsomehr aber wühlt es in ihrem Busen, sie erstickt beinahe an dem Bedürfniß, endlich Kritik üben zu können und ihre Rathschläge anzubringen!

„Darm-Katarrh in Folge falscher Fütterung sollte das Kind haben? Unsinn, Bücherweisheit! Daß das Kind durch den Darm zahne, könne man ja bei zehn Schritt Entfernung auf den ersten Blick sehen! Und diese Anordnungen! Regelmäßige Fütterung, frische Luft, Baden! Nun, sie wasche ihre Hände in Unschuld; aber wenn es ihr Kind wäre, würde sie es sehr warm halten, Kamillen auf den Leib legen und es trinken lassen, so oft und so viel es wolle!“

Die junge Mutter windet sich in schmerzlichem Zweifel — die Erfahrene weidet sich an dem Anblick! Sie kennt kein Mitleid, Mutter und Kind sind ihr sehr gleichgültig, nicht aber die Befriedigung ihres Eigendünkels. Was

thut nun wohl die junge Mutter, wenn der böse Engel sie verlassen hat? Tief seufzend sitzt sie da bei der Wiege, ein Bild der Rathlosigkeit. Was die Nachbarin sagte, klingt so altbekannt, so anheimelnd. Wohl hat der Arzt ihr nicht mißfallen, seine Art war sicher und gründlich, was er sagte, so vernünftig, und -- er hat Besserung versprochen! Aber was er haben will, ist neu, nie hörte die Mutter von solchen Anordnungen. Halt, ein Ausweg! Die Arznei wird pünktlich gegeben und im Uebrigen wird der — Nachbarin gefolgt. Wenige Tage darauf hängt ein weißer Flor an der Hausthüre. Jährlich gehen hier so oder ähnlich Hunderte von Kindern zu Grunde. Uebertreibung? Jeder gewissenhafte Arzt kann und wird bezeugen, daß dieses eine entsetzliche Wahrheit ist.

Selbst wenn nun die Kinder nicht sterben, so schadet solche Altweiberbehandlung doch stets. So zwang eine solche „Erfahrene" die Mutter eines eben von schwerer Pneumonie genesenen 5jährigen Mädchens, dem noch sehr schwachen Kind den Saft zweier großer Orangen mit Zucker gemischt einzugeben. Als ich Abends um 11 Uhr, von dem Vater eiligst mit der Angabe, daß „Sophiechen im Sterben liege" gerufen, ankam, fand ich eine verzweifelnde Mutter und das Kind nach *sechsstündigem Erbrechen pulslos*. Das Kind lebt noch, aber es bekommt keinen Besuch mehr, wenn es krank ist.

Man kann Niemanden zwingen, einen Arzt zu nehmen, wenn er keinen will; aber wie man Eltern dazu zwingt, ihre Kinder in die Schule zu schicken, sollte man auch alle Fälle von Vernachlässigung des leiblichen Wohles der Kinder, bei denen der Tod eintritt, *gesetzlich bestrafen*. Welches Recht hat eine Mutter, ihrem Kind den ärztlichen Beistand vorzuenthalten, wenn sie das Recht nicht hat, es verhungern zu lassen, vorausgesetzt, daß ihr Arzt und Nah-

rung zu Gebote stehen? Wie Mancher läuft heute als Krüppel herum, dessen Mutter durch Versäumniß die Schuld an seinem Zustand war, und wie manches Kind liegt im Grabe, dessen Tod durch Nichtbefolgen der ärztlichen Anordnungen herbeigeführt ward. Billig ist es und bequem, dem Arzt, der das Sterbeattest schreibt, den Tod in die Schuhe zu schieben; wer aber kann beweisen, daß der Arzt nicht allein anordnete, sondern auch behandelte? Daß seine Anordnungen befolgt wurden, und zwar alle und so, wie er sie gab? Ich habe mehr wie ein Mal verweigert, einen Todesfall zu attestiren, weil ich die Beweise hatte, daß nicht ich, sondern Aberglaube, Faulheit und Eigendünkel das Kind behandelten! Aber das kümmert die Eltern wenig. Der Coroner schickt einen Boten, der schaut das todte Baby an, setzt sich hin und schreibt einen Todtenschein.

Die „Gesellschaft zur Verhütung von Grausamkeit gegen Kinder" hat hier eine gute Gelegenheit. Würden nur erst ein paar Fälle von Vernachlässigung in Krankheit, von Kurpfuscherei und unbefugtem Prakticiren der Mütter und der „Erfahrenen" und von eklatanter Nichtbefolgung ärztlicher Vorschriften energisch bestraft werden — es würde dem Unwesen mehr steuern, würde mehr Leben retten als alle Sommervisiten der Gesundheitsbeamten. Man schickt Missionäre zu den Heiden, um den Kindsmord abzuschaffen, liest ihre Berichte und bekommt eine Gänsehaut nach der anderen. Durch obige Laster werden hier Kinder gemordet so gut wie in China und Indien! Wo sind hier die Missionäre? Charity ought to begin at home!

IV.

Typen aus der Praxis.

Es ist eine beachtenswerthe Thatsache, daß der eigentliche Handwerker selten die Wohlthätigkeit in Anspruch nimmt, es sei denn, daß sein Beruf ein gesundheitswidriger ist. Maurer, Zimmerleute, Schuhmacher und Schneider z. B. finden sich viel seltener unter den Patienten des Armenarztes als Bleigießer und Cigarrenarbeiter. Letztere sind wirklich bedauernswerthe Menschen, denn man kann ruhig sagen, daß sie Alle an langsamer Nicotinvergiftung leiden. Die Aermsten unter ihnen arbeiten zu Hause im Wohnzimmer, athmen Tag und Nacht die Tabakstheilchen ein, rauchen meist selbst stark dabei, und ich fand nicht selten Kranke auf Bündeln von Tabak als Bettunterlage und mit Tabaksstengeln gefüllten Bettsäcken ruhen. — Schwere Ernährungsstörungen, Krankheiten des Nerven-Systems und des Herzens mit Wassersucht sind sehr häufig bei ihnen anzutreffen — Alles mehr oder weniger in Folge ihrer Thätigkeit. Oesterreicher und Böhmen sind unter ihnen vorwiegend zu finden und ihr unterwürfiges Benehmen mit dem überall angebrachten „Küß' die Hand, Mister Doktor" sticht scharf von der selbstbewußten Haltung der Deutschen ab.

Andere Beschäftigungen scheinen ebenfalls stark dazu zu neigen, die Armenpraxis in Schwung zu halten, trotzdem die Gesundheit nicht nothwendiger Weise dabei zu leiden hätte. Da sind z. B. die Kellner. Leute von Bildung, frühere Offiziere, Kaufleute und Oekonomen von „draußen", sind unter ihnen stark vertreten.

Es ist ein leichtsinniges Völkchen, munter und fidel, flott und freigebig, bis zur Erkrankung, die nicht selten durch

Ausschweifungen bedingt ist. Der Verdienst ist nicht schlecht, aber gespart wird nicht. Die Frau putzt sich, die Stube ist mit Nippsachen, Bildern und theuren Möbeln (unter welchen der große Spiegel hervorstrahlt) überladen, und die Kleidung des Herrn Oberkellners ist nach der neuesten Mode. Der Armenarzt ist wohl ganz erstaunt, hier gratis behandeln zu sollen, aber wenige einschlägige Fragen belehren ihn über den leeren Zustand der Kasse. Angelogen wird er nicht, die Kellner sind leichtsinnig, aber ehrlich. Das Ehrgefühl aber ist abgeschwächt, sonst hätte die Frau wohl erst ihre Ohrringe und ihre Brosche, oder die werthvolle Uhr ihres Mannes versetzt, das aber fällt ihr nicht ein. Der Besuch des Armenarztes wird als etwas Selbstverständliches angesehen; es wird ihm wohl bedeutet, daß die momentane Geldverlegenheit vorübergehen werde, daß man seine Besuche, seine freie Arznei nur als Darlehen der „Deutschen Gesellschaft" betrachte, das in Kurzem zurückgezahlt würde, der Doktor aber kennt das schon, hat den Spruch schon oft gehört und wartet noch immer auf den ersten Kellner, der der „Gesellschaft" Geld bringen soll. — Im Armenviertel wohnt der Kellner selten, er bezahlt höheren Miethszins — aber geholfen muß ihm gelegentlich werden; er ist und bleibt eben leichtsinnig. Sein Beruf ist so verführerisch! Beim Bedienen sieht und hört er Dinge und Menschen, die ihm das flotte Leben als das einzig Richtige erscheinen lassen — so spielt er gern den Baron außerhalb seiner Dienstzeit und vergißt nie, seinem dann ihn bedienenden Kollegen ein Trinkgeld zu geben.

Weniger erklärlich ist die Frequenz der Bäcker-Gehülfen unter den Armen. Die große Masse dieser bread-winners sind Schmutzfinken. Sie liefern den Abtheilungen für venerische Krankheiten in den Dispensaries ein größeres Kontingent als irgend eine andere Arbeiterklasse.

Appetitlich ist dieses Bewußtsein eben nicht. Auch sonst sind sie in ihrer Hautpflege gerade das Gegentheil von Dem, was man von den Zubereitern der populärsten Nahrung erwarten sollte. In Folge der schlechten Luft in den überheizten Backstuben und dem lüderlichen Lebenswandel vom Samstag- bis zum Sonntag-Abend laboriren nicht Wenige an chronischen Lungenleiden. Das Zubringen der übrigen Tage im unterirdischen Gelaß, die aufreibende Thätigkeit und der kurze Schlaf (sie schlafen von Mittags ein bis Abends sechs Uhr) tragen wohl auch das Ihrige dazu bei, die Zahl der Kranken unter ihnen noch zu vermehren. Trotzdem kommen hier nicht wenig Bäcker zur Selbstständigkeit und zu Vermögen. Diese aber bringen die Samstagsnächte nicht im Wirthshaus, oder besser: in den Wirthshäusern (denn der zechende Bäcker zieht gern herum) zu, sie sparen ihren Durst und die Sehnsucht nach Geselligkeit für spätere Zeiten und behalten so Geld und Gesundheit. Heirathet aber so ein Bäckergesell, der keine Sparbüchse hat, so fehlt nur noch eine Erkrankung, um das Elend voll zu machen.

Mein Kollege in der Armenpraxis hatte längere Zeit einen sächsischen Schneider behandelt, und als Letzterer in meinen Distrikt zog, wurde er mir zur Weiterbehandlung übergeben. Der Mann hatte eine schwere Brustfellentzündung durchgemacht und litt nur noch an allgemeiner Entkräftung. Bei meiner ersten Visite fand ich den Bierkrug auf dem Tisch und im Zimmer einen Schmutz, wie ich ihn sonst nur ausnahmsweise bei Deutschen gesehen. Beim zweiten Besuch war der Bierkrug nicht da, aber er war dagewesen, denn die auf dem Tisch zurückgebliebenen Biergläserkreise waren noch nicht abgewischt worden. Eines Tages besuchte ich den biederen Sachsen gegen Abend und fand ihn denn auch richtig in urfideler Laune, nach Bier

und Schnaps stinkend. Als ich ihm vorhielt, daß er betrunken sei, meinte er ganz verwundert: „Nu häärnse, da bin ich Sie awer neikierig! Waas haob' ich Sie denn nu gedrunken? Drei Beindchen un en Gunujak, des is Sie doch gaornischt, Sie, häärnse!" Die Verwunderung dieses Schneiders steht nicht einzeln da. Es ist ja so selbstverständlich, daß der deutsche Arbeiter in New York Bier trinkt! Die altdeutsche Sitte, bei allen Familienfesten zu zechen, genügt dem Germanen von heute nicht mehr und dem Arbeiter erst recht nicht. Letzterer trinkt immer und überall Bier. Vor der Arbeit einen Schnaps, bei der Arbeit, nach der Arbeit, bei jeder Mahlzeit, Abends zu Hause oder auswärts trinkt er Bier. Die Frau trinkt, die Kinder trinken, selbst das Baby trinkt Bier. Einem unserer bekanntesten Aerzte erwiderte ein strammer Baier einst auf die Frage nach der Kost seines kleinen Kindes ganz erstaunt: „Woos mer holt some Kind gebt: a Bier!"

Durch diese Eigenschaft des Arbeiters gedeiht in erster Linie der Wirth, ebenso die Leberschwellung des Mannes, die Faulheit und Indolenz der Frauen und die Magen-Katarrhe der Kinder. Die Familie aber verliert nur zu oft leider Alles! Die Behauptung, daß der Arbeiter des Bieres als Nahrung bedarf, ist falsch! Suppe, Gemüs und Fleisch auf dem Tisch ist nahrhafter und billiger als Käse und Wurst neben dem Bierkrug! Umstände müssen dabei allerdings gemacht werden und — da liegt der Hase im Pfeffer! Seit Jahren habe ich beim Eintritt in eine fremde Wohnung darauf geachtet, ob die Suppe auf dem Ofen brodelte oder ob Biergläser auf dem Tische standen. Im ersteren Falle habe ich die Bewohner stets als ordnungsliebende, sparsame Menschen kennen gelernt, im letzteren war nur zu häufig das Gegentheil der Fall.

Sonst haben die deutschen Arbeiter hier überhaupt noch

andere kostspielige Gewohnheiten. Gesellig sind sie vor Allem. Die Unmasse von Vereinen und Logen beweisen das. Es wird hier wohl mehr vereinelt als in irgend einer anderen Stadt der Welt! Manches kleine Nest, Städtchen oder Dorf in der alten Heimath hat hier seinen stellvertretenden Verein. Die Loge betrachtet der Arbeiter als Reklamemittel, den Krankenverein als Sparbank. Das klingt nun schön und vernünftig, aber die Geschäfte, welche der Arbeiter mit den Vereinen treibt, sind solche, die ihre Kosten nicht decken. Da ist die wöchentliche Versammlung, die Kommitteesitzung, da sind die Krankenbesuche — Alles bei Bier und Cigarren, und „lumpen lassen" kann man sich doch auch nicht! Die Vereins-Picnics im Sommer, die Bälle und Kränzchen im Winter sind Dinge, welche Geld kosten, die der Arbeiter „draußen" selten kannte und die er hier den früheren Honoratioren getreulich nachzumachen sucht. Die Kleidung ist ebenfalls theurer wie „draußen", d. h. eigentlich ist sie billiger, aber der New Yorker will am Sonntag und Abends im Verein als „Gentleman" erscheinen. Geflickt wird wenig und bald wird das alte Zeug verkauft, um Neues anzuschaffen. Das Resultat dieser Thatsachen ist, daß der Arbeiter trotz des verhältnißmäßig bedeutend höheren Lohnes im Vergleich zu „draußen" ebenso wenig oder auch noch weniger erspart als in der alten Heimath. Die „Helden der Arbeit", deren Selbstschätzung mit der Lohnerhöhung nur gleichen Schritt hält und nicht überholt, haben hier in New York immer gute Gelegenheit zum Fortkommen.

Eines Abends fand ich bei meiner Heimkehr eine Bestellung. „Der Doktor solle augenblicklich hinkommen", wurde mir berichtet. Name und Adresse waren fremd, außerdem aber fing eben meine Sprechstunde an. Am Schluß derselben trat ein großer Mann mit Vollbart, einen

Schlapphut schief auf dem Kopf und eine stinkende Cigarre zwischen den Fingern, in das Zimmer. Seine Miene war finster und seine ganze Haltung theatralisch-selbstbewußt.

Fremder (barsch): „Warum sind Sie nicht zu meiner kranken Frau gekommen?“

Arzt: „Sprechen Sie mit mir?“ Fremder: „Jawohl, mit Ihnen!“ Arzt: „So, ich glaubte, Sie führten Selbstgespräche und litten an Geistesabwesenheit. Meine nicht gehirnkranken Besucher benehmen sich in der Regel so anständig wie ich mich selbst. Habe ich etwa einen Hut auf dem Kopf und eine Cigarre in der Hand?“ Fremder: „Was kümmert mich das! Ich will wissen, ob Sie Ihre Pflicht als Armenarzt thun wollen und augenblicklich mit zu meiner Frau kommen werden oder nicht?“ Arzt: „Meine Pflicht als Mann werde ich sogleich erfüllen, indem ich Sie sammt Schlapphut und Cigarre an die Luft setzen lasse! Aber vorher könnten Sie mir noch eine Frage beantworten: Sind Sie nicht ein Sozialdemokrat?“ Fremder (trotzig auffahrend): „Das bin ich, und bin stolz darauf!“ Arzt: „Freut mich, daß ich richtig diagnosticirte. Im Uebrigen hätten Sie das gleich sagen können. Ich respectire die Ueberzeugungen und Gebräuche Anderer soweit wie möglich, drum behalten Sie nur Ihren Hut auf, setzen Sie sich und berichten Sie mir. Wie lange ist Ihre Frau krank?“ Sozialist (nimmt den Hut ab und setzt sich): „Drei Wochen, und ich habe kein Geld mehr, sonst wäre ich sicher nicht zu Ihnen gekommen.“ Arzt: „Sehr schmeichelhaft, aber zweifellos wahr. Warum aber wohl fiel es Ihnen nicht ein, erst bei mir anzufragen, ob ich kommen wolle, kommen könne?“ Sozialist: „Sie sind verpflichtet zu kommen, wann ich Sie rufe, Sie werden dafür bezahlt!“ Arzt: „Und von wem meinen Sie wohl?“ Sozialist: „Von den Steuerzahlern, also vom Schweiß

der Arbeiter!“ Arzt: „Was Sie nicht sagen! Gesetzt, es wäre so, hätten Sie da nicht weise gehandelt, wenn Sie mir anständig begegnet wären? Sie sind in der unangenehmen Lage, mich als Arzt gebrauchen zu müssen, Sie sind gezwungen, die Gesundheit, am Ende das Leben Ihrer Frau in meine Hand zu geben, hätten Sie da nicht klug gehandelt, mich, das Werkzeug, dessen Sie sich bedienen wollen, nicht vorher zu verletzen? Wird ein Schuhmacher das Messer zum Lederschneiden erst stumpf machen? Ihr Leute wollt die Welt verbessern und seid so unpraktisch? Einen Rath will ich Ihnen geben, denn an Ihrer Kleidung erkenne ich, daß Sie noch nicht lange hier im Lande sind: Wenn Sie hier Etwas haben wollen, so müssen Sie erst mit Dem reden, der es Ihnen geben kann! Sie brauchen keinen Taufschein, kein Armuthszeugniß, keine Petitionen wie in Deutschland; die ‚Deutsche Gesellschaft‘ fragt nicht, ob Sie Jude oder Christ, ob Republikaner oder Sozialist, aber — ihre Beamten läßt sie nicht insultiren! Erzwingen läßt sich hier gar nichts, vor Euch Maulwürfen hat man hier keine Angst. Wenn Sie nun Ihre Cigarre und Ihren Hut im Hausflur ablegen wollen, dann wieder hereinkommen und mich einfach ersuchen, nicht bitten, Ihre Frau heute Abend noch zu besuchen — so will ich bei Ihnen eine Ausnahme machen (denn Abendbesuche gehören nicht zu meinen Armenarzt-Pflichten), eben weil Sie ein — Sozialdemokrat sind.“

Er ging hinaus, kam wieder herein und — weinte. Von Deutschland sei er ausgewiesen, seine Frau habe krank gelegen und seine Kinder hätten gehungert; aber trotzdem sei man unerbittlich gewesen. Wie der Bursche so da saß, die Hände vor dem Gesicht, den Kopf gebeugt, die große Gestalt in der abgetragenen deutschen Kleidung — traf es mich tief, er war ein Heimathloser, ein Geächteter! Abscheu

vor dem Genossen eines Nobiling und Most stritt bei mir mit dem Mitleid um den Stammverwandten.

Seine Frau wurde in's Hospital geschafft, seine Kinder bekamen Unterstützung; als er aber meine Stiefel zum Besohlen abholen sollte (er war Schuster), kam er nicht wieder.

Ein befreundeter Kollege übergab mir vor einigen Jahren einen Armen in der 3. Straße in Behandlung. Der Patient hatte ein weitvorgeschrittenes Lungenleiden und allabendlich hohes Fieber. Er bekam Unterstützung, Brandy und Arznei, letztere ein bitteres Fiebermittel. Als die Visite nach einigen Tagen erneuert wurde, trat der Arzt mit einem „Guten Morgen" in das Zimmer. Keine Antwort. Patient sitzt am Fenster und macht verzweifelte Anstrengungen, den Arzt als Luft zu behandeln. Arzt nähertretend: „Wie geht es Ihnen?" Patient höhnisch: „Ja, wie geht es mir! Schlecht, erbärmlich schlecht! Ein Mal habe ich Ihre Arznei genommen und beinahe wär' ich an dem Geschmack gestorben! Sie sind ein feiner Arzt, Sie! Pferdemedizin haben Sie verschrieben! Zum Fenster hinaus habe ich sie mit sammt der Flasche geworfen!" (Kostete die „D. G." 25 Cents.) Arzt setzt sich unaufgefordert und überwältigt von dieser neuen Version auf einen Stuhl und fragt nach einer Erholungspause: „Sagen Sie mir doch ein Mal, mein Lieber, wo Sie herkommen?" Patient: „Geht Sie gar nichts an." Arzt: „Nun, es wäre mir von Interesse, zu erfahren, auf welchem Fleck Erde solch' liebenswürdige Menschen, wie Sie sind, wachsen." Patient: „Wollen Sie mich noch in meiner Wohnung insultiren? Hinaus, oder ich stehe für Nichts!" und dabei sprang der rabiate Mensch auf, ergriff

ein auf dem Tisch liegendes großes Brodmesser und hielt es mit erhobenem Arm gegen den Arzt gerichtet. Arzt: „Legen Sie Ihr Käsemesser hin, ein Schwerkranker wie Sie kann mich nicht reizen! Wären Sie gesund, so sollten Ihnen jetzt meine Ohrfeigen gut schmecken, aber Ihr Zustand ist so schon bedenklich genug. Noch einen Rath aber sollen Sie von mir hören: Sie sind ein erbärmlicher Mensch und haben dabei nur noch wenige Wochen zu leben. Machen Sie Ihren Frieden mit Gott und den Menschen, damit Sie die letzten Lebenstage wie ein Mensch und nicht wie eine Bestie zubringen! Leben Sie wohl!" — Als ich ganz erschüttert vor dem Hause ankam, sagte mir ein Mitbewohner des Kranken: „Das ist auch ein Umstürzler, ein Sozialist."

Von der deutschen Regierung ausgewiesen, oder auch freiwillig — in beiden Fällen aber zum Wohl des Vaterlandes — landen diese Herren im Vollgefühl ihres Martyriums an diesen Gestaden. Erstaunt bemerken sie bald, daß die Menschen auf der Straße ihre finsteren Mienen und Schlapphüte gar nicht beachten! Selbst langwallende Haupthaare und wirre Bärte ziehen hier nicht! Welche Enttäuschung! Das rennt, wühlt, arbeitet und schafft, daß dem Sozialisten beim Zusehen schon ganz unbehaglich wird! Unbeachtet, unverstanden, belächelt, muß auch er schließlich arbeiten oder — hungern. Und so arbeitet er bei Tag und verbessert die Welt nur Abends bei Lampenlicht, und das hat schon manchen Sozialisten verdorben und zur Vernunft gebracht! Arbeit wird hier bezahlt je nach der Qualität, gut oder schlecht. Die Arbeit, die Gelegenheit zu arbeiten, ist die größte Feindin des Sozialismus! Das wissen die eingefleischten Faulpelze mit dem brennenden Ehrgeiz im Busen, die Schreier und Anführer sehr wohl, und darum stiften

sie Strikes, wo und wie sie können! Aber es wird sie wenig nützen. In diesem Land wird der Weizen der Sozialisten, Nihilisten und Kommunisten so lange nicht blühen, wie dieses Volk ein Volk der Arbeit, der angestrengten Thätigkeit bleibt, und ich denke, das dauert noch ein Weilchen.

V.

Der beständig Arme.

Die größere Anzahl der Patienten in der Armen-Praxis leidet an chronischer Armuth. Bei den Leichtsinnigen entwickelt sich dieser Zustand aus immer wiederkehrenden Anfällen von vorübergehender Armuth, bis schließlich die Mittellinie überschritten ist, das selbstständige Fortkommen Ausnahme-Zustand und die Hülflosigkeit Regel wird, und der beständig Arme ist fertig. Würden sich die Deutschen im Anfang ihres Aufenthaltes in Amerika nach der Decke strecken, ihren Mitteln entsprechend leben — die Zahl der beständig Armen unter ihnen wäre eine verschwindend kleine. So wie so kann man getrost sagen, daß extreme Armuth unter unseren Stammesgenossen, im Verhältniß zu ihrer Anzahl, nicht häufig ist. Es ist eine Thatsache, daß die quantitativ außerordentlich entwickelte, aber mannigfaltige Wohlthätigkeit in dieser Stadt Viele zu Armen — zu Empfängern von Almosen — macht, und zwar Leute, denen es nie eingefallen wäre, Almosen zu fordern, dieselben aber deshalb in Anspruch nehmen, weil sie ihnen auf Schritt und Tritt förmlich aufgedrungen werden! Das mag auffallend klingen, ist aber so. Die von den Behörden unterhaltenen Anstalten allein sind un-

genügend, aber sie repräsentiren nur einen kleinen Theil der Wohlthätigkeitsinstitutionen dieser Stadt. Die Zahl der Ersteren beträgt (inclusive Hospitäler) 44, während die private Wohlthätigkeit über 700 derartige Einrichtungen aufzuweisen hat (Directory to the Charitable and Beneficent Societies and Institutions of the City of New York, Putnam's Sons, 1883). Dieser Samaritersinn ist ehrend, zeugt von gutem Willen und edler Gesinnung, bewirkt aber durch seine große Mannigfaltigkeit in ausgedehntem Maße nur zu oft das Gegentheil von dem ursprünglich beabsichtigten Zweck: er vermehrt die Armen und die Armuth!

Ein Beispiel. Das Kind eines Arbeiters mit 15 Dollars Wochenlohn erkrankt. Sofort besuchen die Lehrerinnen der Sonntagschulen (denn eine genügt nicht, der — Weihnachtsgeschenke wegen), in welchen die kleine Patientin Schülerin ist, die Familie. Ein Church-Doctor muß das Kind gratis behandeln, die Arznei wird umsonst geliefert, Konfekt, Obst und Blumen werden gebracht und nebenbei der Mutter noch Geld in die Hand gedrückt. Anfangs sträubt sich Etwas im Innern des Arbeiters, wenn er Abends nach Hause kommt und von den Wohlthaten hört; er verbietet dieselben wohl, so daß die Frau still sich — weiter beschenken läßt. Schließlich erscheint es dem Mann doch bequem und er — schilt nicht mehr. Ja, er wird leichtsinnig, weniger sparsam, denkt weniger an die Zukunft. Er raucht mehr Cigarren und trinkt mehr Bier wie früher — er hat ja Leute, die in Krankheit und Noth bei der Hand sind, warum sich sorgen? Das abgestumpfte Ehrgefühl stirbt mit der Zeit. Die Kinder wachsen heran und zerstreuen sich, da erkrankt der Vater, der sich auf Andere verließ. Erspart hat er Nichts, sein Ehrgefühl ist todt; er sucht jetzt die Wohlthätigen, die früher ihn suchten,

er ist alt geworden — er ist ein Bettler von Profession. Hier bekommt er Lebensmittel, dort Kohlen und anderswo Geld. Alles Erreichbare wird genommen und der Ueberschuß versilbert. Gelegentlich treibt er einen kleinen einträglichen Handel mit den Lieferungen, um den Erlös für gaumenkitzelnde Speisen und Getränke auszugeben, denn sparen kann er jetzt noch nicht.

Einzelne Beschäftigungen liefern auch der Klasse der beständig Armen mehr Material wie andere. Einen nicht geringen Procentsatz geben die Straßenmusikanten und Bierfiedler ab. Aehnlich den Kellnern sehen sie flotte Gesellschaft, dazu kommen die Nachtwachen, die viele freie Zeit, der der „Kunst" nun einmal anhängende leichte Sinn und — last, but not least — der Durst, der große Durst, von dem es ja schon im Liede heißt:

„Eine Musikantenkehle ist wie ein großes Loch —"

— Umstände und Eigenschaften, die dem Armenarzt mit langsamer Sicherheit Patienten zuführen. Vielen dieser Künstler fällt es nicht schwer, Hülfe zu heischen, zumal wenn ihre Scham durch das auf der Straße Musiciren, das gelinde gesagt eine forcirte Bettelei ist, zum Schwinden gebracht ist. — Einer meiner ersten Patienten im Dienst war ein in Houston Street wohnender Musikant, der beim Absteigen von einem Eisenbahnwagen gefallen war und seine Hüfte gequetscht hatte. Eines Sonntags hatte er in Rockaway geblasen und wohl auch gekneipt und verletzte sich auf dem Heimweg. Den Gewohnheitstrinker konnte man in ihm leicht erkennen. Seine Frau gab an, daß ihr Mann lange schon kränklich sei, selten einen nur kleinen Verdienst habe, und bat um unentgeltliche Behandlung und Arznei. Nach wenigen Tagen wurde Patient in ein

Hospital (aber nicht das „Deutsche") aufgenommen und nach Monaten aus demselben mit steifem Hüftgelenk entlassen. Nach 4 Jahren verklagte die Wittwe des mittlerweile am Magenkrebs gestorbenen Musikers die bewußte Eisenbahngesellschaft auf 10,000 Dollars Schadenersatz, weil die Verletzung des Mannes durch den nachträglichen Ruck der Locomotive bewerkstelligt sei, eine Angabe, von der weder der Patient noch seine Frau bei meinen Besuchen etwas verlauten ließen. Außerdem wurde in der Klageschrift angegeben, daß das Bein des Kranken gebrochen gewesen sei, daß die Verletzung unheilbar und den schließlichen Tod des Patienten herbeigeführt habe. In der Gerichtsverhandlung beschwor die Musikantenfrau, daß ihr Mann immer gesund gewesen, daß er wöchentlich mindestens 20 Dollars verdient habe und daß er direkt nach der Verletzung nicht im Stande gewesen sei, auf dem kranken Bein zu stehen, eine Reihe von Meineiden, die noch dadurch an Frechheit gewannen, daß die Person wohl wußte, daß der Armenarzt im Saal anwesend war. Der ganze Schwindel hatte Aussicht auf Erfolg, denn die Kläger hatten genug Zeugen, die Alles und Jedes beschworen, und die Eisenbahn nur die — Armenärzte der „Deutschen Gesellschaft". Kollege D. berichtete über die Todesursache, und mir fiel es anheim, das Lügengewebe der, natürlich in geschmackvoller Trauerkleidung erschienenen, Wittwe zu zerstören. Nie habe ich mit mehr Behagen die Fragen der Advokaten beantwortet, und nie mit größerem Nachdruck. Nicht umsonst. Die Jury glaubte den deutschen Aerzten sowohl bezüglich ihrer Diagnosen als auch ihrer übrigen Angaben und entschied — gegen die Wittwe. Selten genug mag so das Recht gewahrt werden. Ich erinnere mich einer ähnlichen Gerichtsverhandlung, in der einer unserer beliebtesten deutschen Aerzte beschwor, daß er die

verletzte Klägerin gleich nach dem Unfall in betrunkenem Zustande vorgefunden habe. Der Richter instruirte die Jury nun, nur dann auf Schadenersatz zu erkennen, wenn die Patientin bei dem Unfall als nicht betrunken zu betrachten sei. Trotz obiger Aussage des prominenten Arztes wurde der Klägerin in diesem Fall 2500 Dollars zugesprochen, und (nach Ansicht von Fachmännern) nur, weil der Arzt schüchtern und bescheiden auftrat.

Das Verklagen auf Schadenersatz nach Verletzungen ist nachgerade Mode geworden. Die Verletzten und ihre Angehörigen betrachten schon die Möglichkeit einer Klage als ein Glück, als ein Lotterie-Loos, das große Aussicht auf Gewinnst hat. Der Gedanke, mühelos und ohne Arbeit plötzlich in den Besitz größerer Geldsummen zu gelangen, ist für manche Menschen so verführerisch, daß oft bis daher unbescholtene, ehrenhafte Leute ohne die geringsten Skrupel meineidig werden.

Noch ein Mal begleite mich auf einem Gang, lieber Leser. Der Weg führt uns in die 3. Straße. Durch einen sauber gehaltenen Hof gelangen wir in ein freundliches Hinterhäuschen. Die Treppen sind dunkel, aber getrost kann man das Geländer zu Hilfe nehmen, die Reinlichkeit ist hier nicht allein äußerlich. Im obersten Stock treten wir auf ein „Herein" in ein niedriges Stübchen. Der blankgescheuerte Fußboden, die Heiligenbilder an den Wänden, der große Kachelofen, die weißen Musslingardinen neben den Blumentöpfen an den Fenstern vereinigen sich zu einem freundlichen Eindruck. Neben dem Ofen sitzt ein altes Mütterchen im „Sorgenstuhl", die welken Hände im Schooß gefaltet und blickt uns mit müden Augen kindischlächelnd an. Am Fenster links sitzt eine große, derbknochige Frauengestalt, die uns den Rücken zukehrt, und beim Nähertreten bemerken wir die billigste Sorte Männerklei-

dung, an der sie emsig näht. Mit einem melancholischen Lächeln erwidert sie unsern Gruß und arbeitet dann fleißig weiter. Sie hat keine Zeit zu verlieren, jede Minute ist kostbar, denn um 3 Dollars in der Woche (das Totaleinkommen für 3 erwachsene Personen) zu verdienen, darf sie nicht feiern. Nun aber bleib' zurück, Fremdling, denn der Stuhl am anderen Fenster steht für mich da und neben demselben am oberen Ende eines alten Sopha's sitzt meine Patientin. Ein Sonnenstrahl dringt zwischen den Blumen in's Zimmer und ruht auf dem Kopf der Kranken, und gibt so dem kastanienbraunen Haar einen glänzenden Schimmer. Der Kopf ist ein wenig geneigt, doch bemerken wir ein unschönes, hochbestirntes Gesicht, dessen Züge ein ruhig-friedliches Gemüth ahnen lassen. Die Augen aber, die sonst jedem Antlitz den Ausdruck verleihen, sie — fehlen. Die Kranke ist nicht allein blind, sondern die Augen sind auch nicht mehr vorhanden! Seit ihrem 14. Jahre, nach einer schweren Entzündung, deren Behandlung theils vernachlässigt, theils verquackfalbert wurde, sitzt die Arme nun schon volle 17 Jahre in dem Stübchen! Andere körperliche schmerzhafte Leiden lassen sie nie ohne ärztliche Hilfe ruhen. Und trotzdem ist ihr Gesicht nicht allein friedlich, sondern auch ihr Wesen ist ruhig und Frieden ausathmend. Seit 4 Jahren kenne ich die Blinde, doch nie hörte ich sie jammern, nie beklagte sie ihr Geschick. Nur so gelegentlich erfuhr ich einst, daß die drei Personen Wochen und Monate lang kein Fleisch auf dem Tisch hatten. Aus Mangel! Nicht aus Prinzip. Das ist wohl jetzt anders. Die Blinde bezieht jetzt ein Blindengeld von 39 Dollars im Jahr, von der „Gesellschafts-Küche" bekommt sie und ihr kindisches Mütterchen täglich gute Milch, kräftige Fleischbrühe und Suppenfleisch, und an den Feiertagen fehlt auch ihnen das Geflügel nicht, das der eine oder der andere

zahlungsfähige Patient des Arztes liefern muß. Hapert es dann mit der Miethe, oder ist keine Arbeit vorhanden für die Schwester, so schreibt der Doktor ein Rezept an die Office der „Gesellschaft" und das Deficit wird immer prompt gedeckt.

Ihr wohlhabenden Frauen, die Ihr gelegentlich an Ueberfluß und Langeweile leidet und deßwegen Euren Hausarzt konsultirt, und Du Mann, der Dir das Schicksal Wunden schlug, die wohl vernarbten, aber immer und immer wieder schmerzen — ich rathe Euch, geht zu meiner Blinden, schaut Ihr in das friedliche Gesicht mit den leeren Augenhöhlen, und Ihr werdet Euer Schicksal noch erträglich finden!

Eine merkwürdig besänftigende Macht strahlt von den Blinden aus. In meinem Beruf ist es doch nicht gerade selten, daß man diese in ewiger Nacht Lebenden antrifft — aber diesem Zauber habe ich mich nie entziehen können. Erst kürzlich bat mich ein arbeitsloser Mann Abends, seine plötzlich erkrankte Frau zu besuchen; er wolle prompt bezahlen, er habe noch ein paar Dollars. Ich ließ ihn in dem Glauben, bezahlen zu müssen, um mich dann bei der Ordination als Arzt der „Deutschen Gesellschaft" zu entpuppen und so 'mal wieder eine kleine Freude recht zu genießen. Es fand sich eine Entzündung bei der Patientin, die voraussichtlich bald vorüber sein konnte. Als ich aber mein Thermometer eben in sein Behälter zurückstecken wollte, stieß die Patientin unabsichtlich daran und das zerbrechliche Instrument rollte, in mehrere Stücke zerbrochen, klirrend auf dem Boden herum.

Das war nun so ein profitabler Gang: Zehn Cents für die Pferdebahn, $2.25 für das Thermometer, eine Stunde Zeit und dabei nicht einmal einen schäbigen Dollar nehmen zu können. Still, aber innerlich unmuthig ging ich in das

Wohnzimmer zurück, um beim Schein der trüben Lampe das Recept zu schreiben, als mein Blick ein etwa vierjähriges Mädchen streifte, das, auf dem Sopha sitzend — mit glanzlosen Augen in das Licht starrte. „Blind?“ frug ich erschrocken und betreten leise den Vater. — „Ja, die Elsa ist blind,“ erwiderte traurig der Mann. — Elsa! — Auch ich habe eine Elsa zu Hause, aber ihre schwarzen Schelmen-Augen können mich, je nach der Laune, lieb oder trotzig anblitzen! Unwillkürlich beschattete ich meine Augen mit der Hand und starrte wohl minutenlang das arme Ding an. Hoffnungslos blind, nach Diphtherie!

Leise gab ich meine Anordnungen, mit einer Handbewegung beschwichtigte ich die Dankesbezeugungen des Mannes, und als ich auf der Straße war, athmete ich tief auf. Das Thermometer war zwar nicht vergessen, aber es war mir eine Genugthuung, den Gang so theuer bezahlt zu haben.

Ihr, die Ihr den Armen nur Euer Geld gebt, Ihr verpaßt viel! Manches Elend existirt, von dem Ihr nichts merkt — aber es giebt auch manchen Genuß, den Ihr nie kennen lernt.

VI.

Morituri te salutant.

Die größte Anzahl der chronischen Patienten wird durch Lungenkranke repräsentirt. Die Gelegenheitsursachen dieser Leiden, unter denen die Tuberkulose (echte Schwindsucht) die erste Stelle einnimmt, sind in der Armenbevölkerung und ihrer Lebensweise besonders angehäuft. Nach den neuesten Forschungen ist die Schwindsucht eine Infektions-

Krankheit, welche man durch Impfung, bei Thieren z. B. mit Leichtigkeit hervorrufen kann. Diese zwei Punkte sind Thatsachen, die einfach gar nicht widerlegt werden können. Hält man das im Auge, so kann man sich die Wichtigkeit dieser Krankheit erst recht klar machen, zumal, wenn man erfährt, daß die Keime derselben sich fast immer in großer Anzahl in den Expektorationen der Kranken vorfinden. Diese Patienten gehen nun Monate — Jahre lang herum, und wo sie hinkommen, deponiren sie Infektionsstoffe. Sie küssen ihre Kinder, ihre Verwandten und Freunde, schlafen mit der übrigen Familie im selben Zimmer, im selben Bett — und wenn dann ein Drittel, die Hälfte oder gar die ganze Familie schließlich an Schwindsucht gestorben ist, so spricht man von Vererbung, vom „Liegen in der Familie" — an eine direkte Uebertragung denkt Niemand. Man scheut sich vor der Ansteckung bei Diphtherie und den Blattern, man isolirt im ersteren Falle die Kranken in ihren Wohnungen und schafft die Blätternkranken in besondere Hospitäler, man impft und läßt impfen — Alles mit Recht, denn diese Krankheiten kommen heutzutage selten zu der Blüthe und Ausdehnung wie in früheren Zeiten, aber die Krankheit, welche in dieser Stadt 15.4 Procent der Todesfälle herbeiführt, wird wenig beachtet. Hat man selbst keine Schwindsucht in der Familie, so hat es ja nichts auf sich. Es charakterisirt die Oberflächlichkeit und Leichtlebigkeit von heute, daß Blattern große Furcht erwecken, die Schwindsucht aber unbeachtet bleibt! Weil Blattern-Kranke Pusteln auf der Haut bekommen und so das Gift aus dem Körper stoßen, weil diese Pusteln Narben im Gesicht hinterlassen können — ist diese Krankheit „ekelhaft", „unanständig" und „ungalant"! Und doch hinterläßt kaum eine Krankheit sonst den Körper so befähigt, weiter zu existiren, als eben die Blattern. Die Schwind-

sucht ist eine „aristokratische“ Krankheit, es gilt als „interessant“, lungenkrank zu sein. Und doch wird von den glänzenden Augen, den rothen Backen und der zunehmenden Abmagerung einer der ekelhaftesten pathologischen Processe verdeckt, den die Wissenschaft kennt. Die welche nach Florida, Montana oder Californien gehen können und unter ärztlicher Aufsicht ein bequemes Reiseleben führen, sie mögen die Schwindsucht ganz interessant finden. Der Leser aber folge mir einmal in die Dachstuben und Keller der Miethskasernen, in die Hinterhaus-Baracken zu meinen Schwindsüchtigen! Morituri te salutant! Diese armen Geschöpfe sind sehr übel daran! Luft, Licht, passende Speise und Kleidung, Gymnastik, Zerstreuung, Aufmunterung, kurzum alle Bedingungen, deren Zusammenwirken allein im Stande wäre, einen Stillstand oder gar Heilung herbeizuführen, sie fehlen hier gänzlich. Symptomatische Linderung kann der Armenarzt geben und dafür sind die meisten Kranken schon herzlich dankbar! Wohl ist es eine befriedigende Beschäftigung, diesen Todeskandidaten Erleichterung zu verschaffen, und um so mehr, da man nur gibt und zwar mit vollen Händen! Wie oft wünschte ich mir einen oder mehrere Geldmenschen deutscher Abkunft, die weder Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft“ noch des „Hospital-Vereins“ sind, zugegen, wenn ich so einen Armen, welchem außer dem grinsenden Tod noch der Hunger seiner Kinder in's Gesicht starrte, besuchte. Ich wette darauf, daß die Dankesthränen des Schwindsüchtigen die Diamanten an den fleischigen Fingern und dem Hemdbusen des gesunden Reichen an Glanz weit übertroffen hätten!

Das Alles ist als Mensch viel — als Arzt garnichts gethan. Der moderne Menschenfreund muß eine viel größere Aufgabe zur Lösung bringen helfen, die, wie man Schwindsucht verhindert und heilt! Alle Apotheken

New York's zusammen haben noch nicht einen Fall von Tuberkulose geheilt. Wo Heilung eintrat, war sie durch obige Kur bewerkstelligt. Derartige Patienten auf Wohlthätigkeitsunkosten in andere Klimata oder auch nur auf's Land zu schicken, würde den Zweck immer verfehlen, indem bei dem Kranken wohl die Luftverbesserung, nicht aber die übrigen unerläßlichen Bedingungen zur Heilung erfüllt würden. Darum, und nur darum, hört man so viel von mißlungenen „Luftkuren", und die Schlußfolgerung ist dann stets: „Das Klima taugt auch nichts!" So stirbt denn der reiche Lungenkranke schließlich, umgeben von allem Komfort, im Schooße seiner Familie, nachdem er so und so viel Geld für Reisen und Hotelrechnungen bezahlt hat, oder auch gelegentlich „im Süden", fern der Heimath. Im ersteren Falle trösten sich die Freunde mit der Unheilbarkeit der Krankheit, in letzterem nimmt man aber außerdem die Gelegenheit wahr, den Aerzten mit beißender Satyre nachzusagen, daß sie den Kranken zum Sterben fortgeschickt hätten. So der Reiche.

Anders der Arme. Er geht, so lange es sein Geldbeutel erlaubt, von einem Heilkünstler zum andern, dann, so lange seine Kräfte es dulden, von einem Dispensary in's andere. Sein Vertrauen in die Kunst der Aerzte nimmt mit seinem Kräftezerfall Schritt für Schritt ab, ebenso sein Vertrauen auf Gott und die Menschen. Endlich bricht er zusammen. Die Hospitäler der Stadt wollen den Todeskandidaten nicht aufnehmen, denn wenn es in jedem Fall geschähe, so würden diese Anstalten bald nur Sterbehäuser für Schwindsüchtige sein und kein Bett zur Aufnahme anderer Patienten, denen noch Genesung winkt, würde leer bleiben. Die Hospitäler haben Recht und bei ruhigem Nachdenken wird der Einsichtsvolle diesem nur scheinbar grausamen Verfahren beipflichten.

Endlich sucht der Kranke Hülfe von der „Gesellschaft". Wohl hat derselbe schon öfters von letzterer gehört, aber sein Stolz sträubt sich, den Gratisdoktor, der doch wohl nicht „weit her" ist, zu rufen. Die Angehörigen wollen aber den Kranken nicht ohne Arzt sterben lassen, des Todtenscheines wegen. Lange, recht lange dauert nun doch noch das Sterben. Liebliche Erscheinungen, Edelgesinnte, für jede kleine Erleichterung Dankbare habe ich so häufiger getroffen als mißtrauische, verdrießliche Kranke.

Die siebzehnjährige Tochter einer Arbeiterfamilie in der Avenue C besuchte ich Monate lang. Mein Tritt auf der Treppe, mein Klopfen an der Thür waren ihr bekannte Klänge, die sie immer sehnsüchtig erwartete. Trotz der zunehmenden Schwäche, trotzdem sie vom langen Liegen wund war, trotz stundenlangen, quälenden Hustens, der immer schlimmer wurde, trotz heftiger Leibschmerzen in Folge von Darmgeschwüren — war dies Kind ein wahres Juwel der Menschheit. Ein freundlicher Gruß, ein paar aufmunternde Trostworte, ein launiger Bericht über einen anderen Kranken — genügten, um ein herzliches Lächeln auf dem feinen, von rabenschwarzem Haar umgebenen Gesicht hervorzuzaubern. Solche Tröstungen waren mir immer schwere Dilettantenarbeit in der Kunst des Verstellens. Wohl lohnt ein dankbarer Blick, ein Händedruck oder ein: "Every time you come in the room, Doctor, I feel better already!" — den Arzt für diese schwerste aller Pflichten unseres Standes, aber es heilt den Kranken nicht. Auch diese Menschenblume verwelkte. Mitten in der Nacht ließ mich Daisy — so hieß sie — wegen Athemnoth rufen. Das Wetter war scheußlich draußen, aber das Aufleuchten der prächtigen Augen bei meinem Eintritt in's Zimmer ließ mich Müdigkeit und nasse Kleider vergessen. Und ich mußte bleiben. Die kleine Brust arbeitete schwer, der Schweiß

perlte in großen Tropfen auf der Stirn und die Augen waren schon so müde — aber die kleine, abgemagerte Hand hielt meine breite wie in Verzweiflung fest. "Stay!" war ihr letztes Wort und es galt mir, ebenso ihr letztes Lächeln. Auf dem Bettrand sitzend, mußte ich zwei Stunden zubringen, denn nicht eher ließ der feste Griff der kleinen Hand nach, als bis der letzte Athemzug gethan war. — In der Nacht habe ich mir vorgenommen, den Lungenkranken unter den Armen auf Lebenszeit ein Freund zu sein. — Daisy ist todt, die Blume ist verwelkt und seither noch manche andere, und noch oft wird dieser Ausgang das Ende von manchem Menschenleben sein, bis die wohlhabenden und reichen deutschen Frauen New York's ihren Schmuck verkaufen und ihre Männer und Söhne das Biertrinken (und was so d'rum und d'ran hängt!) einschränken und das Geld benutzen, um den armen Lungenkranken eine Heilanstalt zu bauen.

VII.

Aerzte und Arme.

„Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt."

Die Ansichten über den Wohlthätigkeitssinn der hiesigen Aerzte sind wohl meist nicht günstig. Erklärte mir doch einmal ein prominenter Deutscher, daß ihm nie eingefallen sei, die an Hospitälern und Dispensaries arbeitenden Aerzte als Wohlthäter zu betrachten, indem dieselben ja für ihre Arbeit durch die Gelegenheit, an den Kranken zu lernen und an Ruf zu gewinnen, vollständig entschädigt würden!

Diese Anschauung ist weit verbreitet. Der Grund hierfür läßt sich finden. Vor Allem ist es die Gemischtheit des ärztlichen Standes hier. Abgesehen von Pseudo-Doktoren und annoncirenden Quacksalbern, deren Zahl hier groß ist, haben wir unter den gesetzlich anerkannten Heilkünstlern Elemente, die das Ansehen des Standes sicher nicht heben. Wie kann es aber auch anders sein! Die „Medical Colleges" dieser Stadt promoviren jährlich große Mengen von jungen Leuten, denen nicht allein jede Spur der so nöthigen Vorbildung abgeht, sondern es geschieht auch in unglaublich kurzer Zeit. Frühere Schneider, Farmer, Kolporteure, Uhrmacher und Klavierstimmer satteln hier ohne jede Ceremonie um und werden fast alle nach dem Anhören von 2 Vorlesungs-Kursen, à 5 Monate, Aerzte — nein Doktoren! In den Sommerferien (vom März bis Oktober) arbeiten Manche in ihrem früheren Beruf. Die Studirmethode besteht in theoretischem Auswendiglernen, und man kann von der besten medizinischen Schule New York's promoviren, ohne je einen Kranken untersucht zu haben. Die gebotenen Gelegenheiten für praktische Uebungen sind zwar vorhanden, aber zum Examen machen ist ihre Benutzung nicht nöthig.

Da ist es nun nicht zu verwundern, wenn viele Doktoren hier die medicinischen Wohlthätigkeits-Anstalten dazu benutzen, sich in denselben einzuüben, nachdem sie Examen gemacht haben. Nach einem — nach zweien — oder (wenn's hoch kommt) nach drei Jahren hat der junge Praktikus auswärts zu thun und verläßt das Dispensary, to give the next fellow a chance.

Daß bei solchem Bildungsgang die materielle Seite fast ausschließlich in Frage kommen muß, ist klar. Solche Leute sind keine Aerzte, es sind medicinische Handwerker. Auch deutsche Namen findet man genug unter diesen Herren,

was dieselben aber nicht berechtigen sollte, sich „Deutsche Aerzte" zu nennen, denn sie hätten in Deutschland z. B. gar nicht die Berechtigung zum Studium der Medicin erlangt.

Anders die gebildeten amerikanischen und deutschen Aerzte, deren Zahl bei Weitem kleiner ist, als man gewöhnlich annimmt. Dieselben betrachten ihren Beruf nicht allein als Erwerbsquelle, sondern sie haben das Bewußtsein, die Vertreter des humansten der Berufe, der schönsten aller Wissenschaften und die Wohlthäter der Menschheit par excellence zu sein!

Daß die hiesigen wirklichen „deutschen Aerzte" Wohlthäter sind, beweisen das „Deutsche Hospital" und das „Deutsche Dispensary". Erstere Anstalt wurde vor etwa einem Jahr in einer der nativistischsten Zeitungen New York's, der "New York Times", den übrigen Hospitälern, sowohl bezüglich ihrer exakten Verwaltung als auch ob ihrer ausgezeichneten Heilresultate, als Muster-Anstalt vor die Augen gestellt. Dringt nicht so viel von großen Operationen von diesem Hospital durch die Zeitungen in das Publikum, so kann ich doch berichten (trotzdem ich nicht Hospital-Arzt bin), daß die Aerzte dort aus Takt und Bescheidenheit jede derartige Reklame meiden, daß man dort arbeitet und — schweigt. Bezüglich des „Dispensary" soll nur erwähnt werden, daß kürzlich der Schreiber dieses in einer Konferenz aller Hospital- und Dispensary-Aerzte der Stadt als Vertreter der Anstalt folgende Bemerkung machte, machen konnte: „Wir 30 Aerzte vom ‚Deutschen Dispensary' haben die Ueberzeugung und handeln danach, daß der Arzt nicht allein der Pionier, sondern auch aller Zeit der Träger und Förderer wahrer, echter Wohlthätigkeit gewesen ist, noch ist, und immer sein und bleiben wird!"

VIII.

Wohlhabende.

Es sollen nahezu 300,000 Deutsche in New York wohnen, und ich glaube es gern. Es wird wohl kaum übertrieben sein, wenn man annimmt, daß die Hälfte derselben ein gutes Auskommen hat und fortwährend wohlhabender wird. Ebensowenig wenn man glaubt, daß Tausende derselben mehr als 100,000 Dollar im Vermögen haben. Wie wird nun die officiell-deutsche Wohlthätigkeit dieser Leute repräsentirt? Durch die „Deutsche Gesellschaft" und den „Hospital- und Dispensary-Verein". Unter den paar Tausend Mitgliedern dieser Anstalten gibt es Einzelne, welche Jahr aus Jahr ein rastlos thätig sind, den armen Kranken zu nützen mit Mühe, Zeit und Geld. Das Deutschthum nicht allein, nein, die Menschheit kann stolz auf sie sein. Aber wo bleibt die Wohlthätigkeit der übrigen 100,000? Theils hat sie nie existirt, theils aber ist sie in der aufreibenden Thätigkeit des amerikanischen Geschäftslebens und der Fröhnung rein materieller Genüsse verloren gegangen. Selbst mit geschlossenen Augen kann man hier auf der Straße auf schwerwiegende Beweise der letzteren Behauptung stoßen, nämlich auf die erweiterten Mägen vieler Germanen. Es ist so, wir Deutsche in Amerika essen und trinken gern gut und viel, aber eben dadurch droht uns die Gefahr des Stillstandes in intellektueller Hinsicht! Studenten nennen das bezeichnend „versumpfen". Der Mangel an Wohlthätigkeitssinn ist nur ein Symptom dieser Krankheit, an der Viele schon leiden und noch mehr sich in Gefahr der Infektion befinden.

Anders der Sparsame. Er ist mager und ißt mager, arbeitet über die Zeit, raucht schlechte Cigarren und trägt

alte Hüte. Vom Grocery-Clerk avancirt er zum Besitzer des Geschäftes, dann kauft er ein Tenementhaus und schließlich mehrere. Er ist ein ehrlicher Mann, der immer gleich und baar bezahlt, sein Kredit ist A1, aber an seine armen, darbenden Mitmenschen denkt er nicht. Von Natur ist er eigentlich nur sparsam, nicht filzig. Sein Mitleid, sein Wohlthätigkeitssinn schlummert oft nur als verborgenes Talent, folglich muß es geweckt werden! Ich habe die Ueberzeugung, daß eine richtig geleitete Agitation gerade unter dieser Klasse der Deutschen New York's manchen wackeren Mann zum Almosenspender machen würde.

Im Ganzen zeichnet sich die Deutsch-Amerikanerin vortheilhaft vor ihren Schwestern englischer und irischer Abkunft aus, und zwar wohl deßwegen, weil sie als Gattin und Mutter streng deutsch geblieben ist. Dieses Hervorragen würde aber (meiner bescheidenen Ansicht gemäß) noch erhöht werden, wenn sie eine, von der Anglo-Amerikanerin adoptirte, Eigenschaft mit einer anderen, die sie leider nicht angenommen, vertauschen würde, nämlich die Putzsucht mit der Wohlthätigkeit! Reich und überreich angezogene Frauen und Mädchen deutscher Abkunft kann man in der Metropole überall antreffen und es ist wohl natürlich und menschlich, obgleich man geneigt wäre, ihnen Shakespeare's:

> "Why so large cost, having so short a lease,
> Dost thou upon thy fading mansion spend?"

zuzurufen, und ich ihnen außerdem noch in's Ohr flüstern möchte, daß dieser Putz, diese Mannigfaltigkeit der Farben und dieses Ueberladensein mit Schmuck der Italienerin, der Spanierin oder auch dem irischen Dienstmädchen wohlanstehen mag — der deutschen Frau aber niemals.

Wo nun ist die Mildthätigkeit der Anglo-Amerikanerin, ihr allbekanntes Interesse am Wohl und

Wehe der Armen, wo ist diese Eigenschaft bei der Deutsch-Amerikanerin zu finden? Leider muß zugegeben werden, daß man die mildthätigen, mit Rath und That in die Geschicke der Armen eingreifenden Frauen deutscher Abkunft hier in New York — an den Fingern abzählen kann. Natürlich brüstet man sich mit dem Namen Anna Ottendorfer, aber es fällt ihren Landsmänninnen gar nicht ein, auch nur den hundertsten Theil des Interesses für die Armen zu hegen, das diesem Muster deutscher Frauen in der Fremde eigen war, geschweige denn, selbst Opfer zu bringen! Theils die Strenge, mit der die Deutsche in Amerika ihren Pflichten als Gattin, Mutter und sparsame Hausfrau nachkommt, theils aber auch ihre Genußsucht lassen ihr keine Zeit übrig, an „andere Menschen" zu denken. Nein, die Deutsche in New York überläßt die Armen deutscher Nation dem Wohlwollen und der Mildthätigkeit der Amerikanerin englischer Abkunft. Diese besucht die Armen und Kranken, bringt Lebensmittel, Kleidung, Geld und — Blumen, macht Wege und schreibt Briefe an die Armen-Aerzte, um deren Besuch bittend! Sie denkt an die Kinder der Armen, bringt sie in Kirche und Sonntagsschule (sicher nicht zu ihrem Schaden) und hilft sie zu guten Menschen erziehen, aber dem Deutschthum und seiner Mission in Amerika gehen diese Sprößlinge unwiederruflich verloren. Fünf lange Jahre habe ich wohl zwei- bis dreimal wöchentlich Besuche und Briefe mit Anmeldungen armer deutscher Patienten von wohlthätigen Frauen erhalten, aber ich habe noch heute den ersten derartigen Brief von der Hand einer Deutsch-Amerikanerin zu bekommen! — Eine uralte Anglo-Amerikanerin, die seit Jahrzehnten mit der Wohlthätigkeit in dieser Stadt vertraut ist, bemerkte mir einmal im Gespräch: "Your German women appear to have no taste for charity outside of their homes!"

Doch nicht allein können wir von dem Amerikaner lernen, daß man Almosen gibt, sondern auch wie man sie gibt. Es könnte fast komisch klingen, wenn es nicht traurig wäre, daß der almosenspendende Deutsche hier bei solcher seltenen Gelegenheit mindestens das Doppelte des Betrages dem lieben Ich opfert, vorausgesetzt daß die Befriedigung der persönlichen Eitelkeit den Ausfall nicht deckt! Wohlthätigkeits-Bälle und Wohlthätigkeits-Konzerte sind recht nett, aber die Armen kommen zu kurz dabei. Die Ball-Toiletten der Damen und die Nebenausgaben der Herren Sangesbrüder für unzählige, flüssige Dankesopfer ob der eigenen Gutherzigkeit würden — wenn in blanke Münze übertragen und in Form von regelmäßigen Beiträgen den anerkannten deutschen Anstalten zugewiesen — allein schon genügen, um der chronischen Geldnoth mancher dieser Institute ein Ende zu bereiten.

Wir Deutsche sind von Natur lernbegierig — lernen wir auch das noch, wie man Almosen giebt!